Roman von

Sebastian Albrecht

Sebastians Hofgeschichten

Ein Hofroman aus Auenried über Alltag, Tiere und das Gefühl von Zuhause

Auf dem Lindenhof in Auenried beginnt ein Jahr, in dem jedes Tier, jedes Feld und jede Entscheidung zählt. Sebastian Albrecht erzählt von Stallarbeit, Familie, Nachbarschaft und der leisen Frage, wie ein Hof in einer veränderten Welt seine Seele behält. Sebastians Hofgeschichten ist ein warmherziger Hofroman über Heimat, Zusammenhalt und das stille Glück, dort anzukommen, wo man gebraucht wird.

Digitale Ausgabe · 28 Kapitel sowie Prolog und Epilog · 94.355 Wörter

Herausgegeben von Selbstverlag Sebastian Albrecht

Erstausgabe · Version V1 · Stand 17.6.2026

Inhalt

Kapitelübersicht

Prolog · Das stille Gedächtnis des Lindenhofs

2.968 Wörter · ca. 16 Minuten

Kapitel 01 · Der Duft von frischem Heu und Neuanfängen

2.237 Wörter · ca. 12 Minuten

Kapitel 02 · Elise und das grüne Wunder

2.539 Wörter · ca. 14 Minuten

Kapitel 03 · Nimbus und die flauschige Brigade

4.838 Wörter · ca. 26 Minuten

Kapitel 04 · Das Oster-Chaos beim Kleinvieh

3.894 Wörter · ca. 21 Minuten

Kapitel 05 · Liora und der Traum vom Ausritt

2.868 Wörter · ca. 16 Minuten

Kapitel 06 · Gartenarbeit mit Hindernissen

2.806 Wörter · ca. 15 Minuten

Kapitel 07 · Der Lindenhof im Blütenrausch

2.319 Wörter · ca. 13 Minuten

Kapitel 08 · Das große Schlamassel bei Mara

2.500 Wörter · ca. 14 Minuten

Kapitel 09 · Hitzewelle am Ententeich

3.702 Wörter · ca. 20 Minuten

Kapitel 10 · Die Nachtwache im Hasenstall

2.490 Wörter · ca. 13 Minuten

Kapitel 11 · Kirschenernte und klebrige Finger

3.160 Wörter · ca. 17 Minuten

Kapitel 12 · Gewitterfront über dem Hügelland

2.787 Wörter · ca. 15 Minuten

Kapitel 13 · Das große Hoffest

4.046 Wörter · ca. 22 Minuten

Kapitel 14 · Ausflug nach Nordhafen

3.870 Wörter · ca. 21 Minuten

Kapitel 15 · Abschied von den Schwalben

3.004 Wörter · ca. 16 Minuten

Kapitel 16 · Wenn die Blätter flüstern

4.166 Wörter · ca. 23 Minuten

Kapitel 17 · Äpfel, Most und müde Knochen

3.205 Wörter · ca. 17 Minuten

Kapitel 18 · Friedas weises Alter

3.339 Wörter · ca. 18 Minuten

Kapitel 19 · Nebel über dem Dorfkern

1.358 Wörter · ca. 7 Minuten

Kapitel 20 · Martinsfeuer und Laternenlicht

4.270 Wörter · ca. 23 Minuten

Kapitel 21 · Die Vorräte der Hasen

2.450 Wörter · ca. 13 Minuten

Kapitel 22 · Der erste Frost auf dem Lindenhof

3.132 Wörter · ca. 17 Minuten

Kapitel 23 · Elise im Schnee - Das Schneemann-Epos vom Lindenhof

5.040 Wörter · ca. 27 Minuten

Kapitel 24 · Weihnachtsbacken mit Hindernissen - Die Alchemie des Zuckers und der Roberta-Vorfall

5.576 Wörter · ca. 30 Minuten

Kapitel 25 · Stille Nacht in Auenried

2.588 Wörter · ca. 14 Minuten

Kapitel 26 · Die Suche im Schneesturm

3.312 Wörter · ca. 18 Minuten

Kapitel 27 · Neujahrsvorsätze und Tiergeflüster

2.752 Wörter · ca. 15 Minuten

Kapitel 28 · Der Kreis schließt sich

2.982 Wörter · ca. 16 Minuten

Epilog · Wenn der Hof für einen Moment stillsteht

157 Wörter · ca. 1 Minuten

Prolog

Das stille Gedächtnis des Lindenhofs

2.968 Wörter · ca. 16 Minuten Lesezeit

Prolog: Das stille Gedächtnis des Lindenhofs

Die Morgendämmerung über Auenried war an diesem Tag von einer besonderen Stille geprägt. Jener flüchtige Moment, in dem die Nacht noch nicht ganz gewichen war, das Licht aber bereits die Konturen der alten Eichen und der weitläufigen Weiden des Lindenhofs nachzeichnete. Sebastian stand am Fenster seiner Küche, die Hände um einen dampfenden Becher Kaffee geschlossen, und blickte hinaus auf den Hof. Der Kaffee war schwarz und stark, so wie ihn schon sein Vater getrunken hatte, und der aufsteigende Dampf kräuselte sich in der kühlen Morgenluft, die durch den Spalt des gekippten Fensters hereinströmte. Der Geruch von frisch gemahlenen Bohnen mischte sich mit dem Duft der feuchten Erde draußen. Das war Heimat. Ein Geruch, den er seit seiner frühesten Kindheit kannte.

Dieser Hof war kein bloßer Ort aus Stein und Holz. Er war ein lebendes Wesen, das atmete, das forderte und das im Gegenzug eine tiefe, fast heilige Ruhe schenkte. Die Steine des Haupthauses, massiver Sandstein aus den Brüchen im Wald bei Auenried, erzählten von einer Zeit, als die Arbeit noch mit bloßen Händen und der Kraft der Ochsen verrichtet wurde. Jeder Stein war von Hand behauen, gezeichnet von den Meißelschlägen längst verstorbener Steinmetze. Wenn man mit den Fingern über die raue Oberfläche fuhr, konnte man die Kälte des Gesteins fühlen, die selbst im Hochsommer eine Erinnerung an

den tiefen Schoß der Erde bewahrte. Steine, die Kriege, Hungersnöte und den Einzug der Moderne überdauert hatten, ohne ihre Würde zu verlieren.

Hinter ihm, in der Küche, atmete das Haus leise. Der massive Eichentisch, an dem schon seine Urgroßeltern gesessen hatten, dominierte den Raum. Seine Oberfläche war glatt poliert von unzähligen Mahlzeiten, von den Ellenbogen hart arbeitender Männer und den Händen von Frauen, die Teig kneteten oder Erbsen pulten. Jede Kerbe im Holz war ein stummes Zeugnis — dort, wo das Messer einmal abgerutscht war; dort, wo eine heiße Pfanne einen dunklen Ring hinterlassen hatte. Die Eckbank war mit handgewebten Kissen belegt, deren Muster an die Felder des Lindenhofs erinnerten. In der Ecke stand der alte Kachelofen aus grünen Keramikfliesen, das Ungetüm, das im Winter die ganze Küche wärmte. Sebastian erinnerte sich, wie er als Kind auf der Ofenbank gesessen hatte, die Füße gegen die warmen Fliesen gedrückt, während draußen der Schneesturm heulte.

Die Geschichte des Lindenhofs reichte weit zurück bis ins 19. Jahrhundert. Damals hatte Sebastians Ururgroßvater den Grundstein für das heutige Ensemble gelegt. Auenried war noch geprägt von der strengen Ordnung des alten Damenstifts, dessen Türme noch heute wie mahnende Finger in den Himmel ragten. Der Name „Lindenhof“ selbst war alt, eine Bezeichnung für die höchste Erhebung, auf der im Frühling die ersten Maiblüten zu sehen waren. Der Vorfahr hatte den Boden eigenhändig urbar gemacht, Steine von den Feldern gelesen und sie zu den ersten Mauern aufgeschichtet. Diese „Lesesteine“ bildeten noch heute das Fundament der alten Scheune — ein buntes Mosaik aus Granit, Quarz und Kalkstein, das wie ein versteinertes Archiv der eiszeitlichen Gletscher wirkte. Er hatte jeden Stein einzeln in die Hand genommen, ihn begutachtet, gesäubert und seinen Platz im Gefüge gesucht. Er glaubte fest daran, dass ein Haus nur so stark sein konnte wie seine Basis, und verbrachte Monate damit, nur das Fundament zu legen.

Sebastian erinnerte sich an die Erzählungen seines Großvaters über die „Große Schneekatastrophe“ im Winter 1978/79. Er berichtete, wie der Wind den Schnee meterhoch gegen die Stalltüren peitschte. Der Strom fiel aus, das Wasser in den Tränken fror binnen Minuten ein. Sein Vater und sein Großvater hatten sich mit Schaufeln bewaffnet und Stunden damit verbracht, einen Pfad zu den Pferden freizukämpfen, während die Kälte ihnen den Atem raubte. Man lebte in der Küche, dem einzigen warmen Ort. Die Familie hielt zusammen. Das Leinen war ein Symbol der Region — überall in Falkenbrück und Umgebung hatten die Menschen einst den Flachs angebaut, ihn geröstet, geschwungen und schließlich zu feinen Fäden versponnen. In der großen Diele stand früher ein gewaltiger Webstuhl aus Buchenholz, dessen rhythmisches Klack-Klack der Herzschlag des Hauses war. Sebastian sah noch heute die geschickten Finger seiner Großtante, die den Schützen mit traumwandlerischer Sicherheit durch die Kettfäden jagte.

Die Traditionen der Region waren tief in Sebastians Fleisch und Blut übergegangen. Das „Schlachtefest“, das früher jeden Spätherbst stattfand, war kein bloßes Schlachten, sondern ein rituelles Ereignis, das das Überleben im Winter sicherte. Der Geruch von heißem Kesselfleisch, der Dampf aus der Waschküche, die Geschäftigkeit der Frauen — all das war Teil einer Welt, die heute fast verschwunden schien, aber in Sebastians Erinnerung lebendig blieb. Die Nachbarn kamen zusammen, halfen sich gegenseitig. Er erinnerte sich an den würzigen Duft von Majoran, Piment und schwarzem Pfeffer, der durch das Haus zog, wenn die Mettwürste und die Leberwürste zubereitet wurden. Am Abend saß man bei frischem Wellfleisch und Brot zusammen, während der Schnaps die Glieder wärmte. Das „Wurstebrot“ aus Blut und Roggenmehl, in großen Pfannen gebraten und mit Apfelmus serviert — ein Essen, das Kraft für die harten Wintermonate gab.

Oder das Erntedankfest, wenn die Wagen hoch mit Getreide beladen durch die engen Gassen von Auenried zogen. Die Pferde mit blumengeschmücktem Geschirr schnaubten stolz, und die Glocken der Dorfkirche läuteten den Dank

in die weite Landschaft hinaus. Die Böden hier waren schwer und lehmig, „Minutenböden“, wie sein Vater sie nannte — man hatte nur wenige Minuten Zeit, sie im richtigen Moment zu bearbeiten. Wenn man den Augenblick verpasste, wurde der Boden entweder klebrige Masse oder steinharte Schollen, gegen die kein Pflug ankam. Diese Herausforderung hatte die Menschen hier geprägt: aufmerksam, geduldig, im Einklang mit den Launen der Natur. Sein Vater konnte am Geruch einer Handvoll Erde erkennen, ob sie bereit für die Aussaat war. Er zerrieb sie zwischen den Fingern und roch daran, als wäre es ein edler Wein.

Sebastians Blick schweifte nun über den alten Apfelbaum, der knochig und stolz in der Mitte des Hofes stand. Ein „Roter Boskoop“, ein Baum für Generationen, dessen Äste sich unter der Last der Früchte bogen, die im Herbst wie rubinrote Juwelen im Laub leuchteten. Seine erste bewusste Erinnerung war untrennbar mit ihm verbunden. Er musste etwa vier Jahre alt gewesen sein. Ein heißer Augusttag, die Luft flirrte, das Summen der Insekten in den hohen Gräsern wie ein hypnotisches Rauschen. Sebastian war unter den Baum gekrochen, dorthin, wo der Schatten am dichtesten war und die Erde sich kühl anfühlte. Die raue Rinde drückte sich gegen seinen Rücken, das Muster der Blätter warf tanzende Flecken auf seine nackten Beine.

Er erinnerte sich an den Geruch der fallenden Äpfel — süße Fäulnis und frische Säure. Er hatte einen kleinen, noch grünen Apfel aufgehoben und hineingebissen. Der herbe Geschmack zog ihm das Gesicht zusammen, aber er spuckte ihn nicht aus. Es war der Geschmack seiner Heimat — ehrlich, ungeschönt, echt. Sein Vater war damals zu ihm gekommen, die Hände groß und schwielig von der Feldarbeit, die Berührung federleicht. „Der Baum ist wie wir, Sebastian“, hatte er gesagt, die Stimme so tief wie das Grollen des fernen Donners. „Er hat tiefe Wurzeln. Egal wie stark der Sturm weht, er wird nicht fallen, solange er weiß, wo er hingehört. Und er braucht Pflege, genau wie die Menschen. Ein Baum, den man vernachlässigt, trägt keine Früchte mehr, und ein Mensch, der seine Herkunft vergisst, verliert seinen Halt.“

Der Apfelbaum war Zeuge aller Lebensphasen geworden. Hier hatte er gespielt, sich in den Ästen versteckt und so getan, als wäre er ein Entdecker in einem fernen Dschungel. Hier hatte er später seine ersten Liebesbriefe gelesen, und hier hatte er geweint, als sein Vater beerdigt wurde. Die Rinde war tief zerfurcht, ein Relief aus Jahren voller Frost und Sonne. Moos hatte sich in den Spalten festgesetzt, ein samtiges Grün, das im Morgenlicht fast zu leuchten schien. Im Frühling verwandelte sich der Baum in eine weiße Wolke aus Blüten, die so intensiv dufteten, dass man sie bis ins Dorf riechen konnte.

In Sebastians Gedanken formte sich ein Bild seiner Vorfahren. Da war seine Großmutter, ein Mensch von kleiner Statur, aber mit einer Stimme, die über den ganzen Hof schallen konnte und selbst das sturste Rindvieh zur Raison brachte. Sie war die Hüterin des Gartens gewesen, in dem Kräuter wuchsen, deren Namen Sebastian heute kaum noch kannte, die aber gegen jedes Leiden halfen. Ringelblumen für die Salbe, Wermut für den Magen, Johanniskraut für die dunklen Tage. Seine Großmutter kannte das Wissen der Erde, ein Wissen, das nicht in Büchern stand. Sie wusste, wann man Kräuter pflücken musste — bei Vollmond oder im Morgentau —, damit ihre Heilkraft am stärksten war. Wenn sie Brot backte, füllte sich das ganze Haus mit einem Duft, der alles andere vergessen ließ.

Und da war sein Großonkel, der im Ersten Weltkrieg gewesen war und mit einem hinkenden Bein und einem schweigsamen Wesen zurückgekehrt war. Er sprach selten über das, was er gesehen hatte, aber seine Hände waren nie untätig. Er verbrachte Stunden damit, die Steine der Hofmauer auszubessern oder hölzerne Rechen und Stiele für die Sensen zu schnitzen. „Ein Hof, der bröckelt, verliert seine Seele“, murmelte er, während er den Holzspan mit einem scharfen Messer abzog. Er lehrte Sebastian, wie man ein Hufeisen aufrichtet, wie man die Sensen dengelt, damit sie das Gras wie Butter schnitten. Das rhythmische Hämmern auf dem kleinen Amboss klang wie ein metallisches Lied durch den Abend.

Die Steine selbst waren eine Geschichte für sich. Die Ausläufer bei Auenried lieferten den harten Sandstein, während die Talniederungen am Bach den Lehm für die Ziegel lieferten. Die Fachwerkhäuser von Falkenbrück waren Meisterwerke der Zimmermannskunst, bei denen die Eichenbalken oft Jahrhunderte überdauerten. Die Eichen wurden im Winter geschlagen, wenn sie im Saft ruhten, und dann jahrelang gelagert, bis sie hart wie Eisen waren. In der Scheune war eine Stelle im Gebälk, in die eine Jahreszahl und ein Segensspruch geschnitzt waren: „Gott schütze dieses Haus und alle, die darin gehen ein und aus.“ Diese Schnitzerei war fast verblasst, aber wenn die Sonne

im richtigen Winkel einfiel, traten die Buchstaben deutlich hervor — eine Botschaft aus der Vergangenheit.

Auenried selbst war ein Ort mit einer besonderen Aura. Gegründet als Kloster im 12. Jahrhundert, hatte es die Region über Jahrhunderte geprägt. Die Dorfkirche mit ihrem romanischen Kern war der Mittelpunkt, um den sich alles drehte. Die Glocken, die Sebastian jeden Sonntag hörte, hatten schon seine Ururgroßeltern zur Andacht gerufen. Das Dorf war ein lebendiges Museum, in dem die Vergangenheit in jedem Torbogen und jedem Kopfsteinpflaster atmete.

Sebastian dachte an die Zeit, als die ersten Traktoren auf den Hof kamen. Sein Vater hatte lange gezögert, die Pferde durch Maschinen zu ersetzen. Für ihn war ein Pferd ein Partner, keine Maschine aus kaltem Metall. Er liebte das warme Schnauben der Arbeitspferde im Stall und das rhythmische Klappern der Hufe auf dem Pflaster. Er kannte jeden Charakter seiner Tiere — der sture Falco, der nur zog, wenn er Lust hatte; die sanfte Liora, die fast von selbst den Weg wusste. Doch der Fortschritt ließ sich nicht aufhalten. Er erinnerte sich an den alten Hoftraktor, dessen tiefes, kehliges Schlagen den ganzen Ort vibrieren ließ. Der Geist des Hofes aber blieb gleich. Man arbeitete immer noch mit der Natur, nicht gegen sie.

In der Küche begann es nun nach Kaffee zu duften, ein vertrautes Signal für den Start in den Tag. Ein leises Scharren aus dem Hühnerstall, das ferne, rhythmische Klopfen von Hufen in den Ställen von Jonas — die Geräusche einer Symphonie, die Sebastian besser kannte als jeden Song im Radio. Draußen begann das Leben sich zu regen. Die Natur erwachte mit einer Selbstverständlichkeit, die ihn immer wieder aufs Neue faszinierte. Jedes Jahr war anders, und doch folgte alles dem ewigen Kreislauf der Jahreszeiten. Der Frühling mit seinem explosiven Grün, der Sommer mit seiner schweren Hitze, der Herbst mit seinem goldenen Licht und dem Duft von feuchtem Laub, der Winter, der alles unter einer Decke aus Stille und Reif begrub.

Ein leises Tapsen hinter ihm riss ihn aus den Gedanken. Frieda, die alte Hofhündin von Jonas, die die Nächte oft bei Sebastian verbrachte, kam schlaftrunken in die Küche. Ihr Fell war an der Schnauze längst grau geworden. Die Gelenke waren steif vom Alter und der Feuchtigkeit der Nacht, doch in ihren Augen blitzte immer noch jene Wachsamkeit, die sie über die Jahre zur unverzichtbaren Gefährtin gemacht hatte. Frieda war ein Teil dieses Hofes, so wie der Apfelbaum oder die Sandsteine.

Frieda drückte ihren Kopf sanft gegen Sebastians Bein. „Na, altes Mädchen“, murmelte Sebastian und kraulte sie hinter den Ohren, genau an der Stelle, wo das Fell besonders weich war. „Bist du auch schon bereit für den Tag?“ Frieda antwortete mit einem leisen Seufzer und legte sich auf ihren Platz vor dem Herd, dort, wo die Restwärme der Nacht noch im Boden gespeichert war.

Draußen färbte sich der Himmel nun in zarten Rosa- und Goldtönen. Die Sonne schob sich langsam über den Horizont des Lindenhofs und ließ alles neu und unberührt erscheinen. Die Tautropfen auf den Weiden glitzerten, der Nebel über den feuchten Wiesen löste sich auf. Die Vögel begannen ihr Konzert, erst zaghaft, dann immer kräftiger. Amseln, Drosseln und Finken, während der Kuckuck in der Ferne den Takt vorgab. Das ferne Rauschen des Bachs im Tal war wie ein ständiger Basslauf unter dieser Melodie.

Sebastian wusste, dass die Welt da draußen sich veränderte, dass Auenried nicht mehr das isolierte Dorf von früher war, dass moderne Landwirtschaft und automatisierte Ställe neue Möglichkeiten schufen, aber auch alte Gewissheiten infrage stellten. Doch hier auf dem Lindenhof zählte immer noch der Handschlag und das Gefühl für die Kreatur. Während er dort stand und die erste Wärme des Tages auf seinem Gesicht spürte, fühlte er eine tiefe Gewissheit.

Solange der Hof seine Arbeit tat, solange die Steine hielten und der Apfelbaum jedes Jahr aufs Neue erblühte, war alles so, wie es sein sollte. Er war nur

ein Glied in einer langen Kette, ein Verwalter des Erbes, das ihm anvertraut worden war. Nicht der Anbeter der Asche, sondern der Hüter der Flamme.

Die Traditionen der Region — das Aufstellen des Maibaums, die Schützenfeste, die gewaltigen Osterfeuer — waren mehr als Folklore. Sie waren soziale Bindemittel, die die Dorfgemeinschaft von Auenried zusammenhielten. Wenn das große Feuer am Karsamstag entzündet wurde und die Flammen hoch in den Nachthimmel schlugen, dann verbrannte man den Baumschnitt des vergangenen Jahres, das Alte und Welke, um Platz für das Neue zu schaffen. Als Kind hatte Sebastian am Rand dieser Feuer gestanden, die enorme Hitze auf der Haut gespürt, den Funkenflug beobachtet, der wie ein Schwarm glühender Insekten in die samtene Dunkelheit tanzte.

Auch die Sprache war ein Teil dieser Identität. Das Plattdeutsch, das sein Großvater noch fließend gesprochen hatte — erdig, direkt, wie die Menschen hier — war heute fast verstummt. Doch in Sebastians Kopf klangen die Redewendungen noch nach. „Munter bliewen“ — munter bleiben — war mehr als ein Gruß. Es war eine Lebensphilosophie. Und „Dat löppt sich allens torecht“ — das regelt sich alles schon — ein Versprechen, das ihn durch viele Krisen getragen hatte.

Sebastians Gedanken kehrten zum Apfelbaum zurück, dessen Knospen wie kleine, weiße Perlen an den dunklen Zweigen hingen. In diesem Jahr schien er besonders viele zu tragen. Die Schwalben unter dem Scheunendach waren bereits zurückgekehrt. Ihr unermüdliches Hin und Her war wie ein fröhlicher Kommentar zum beginnenden Tag. Ein Haus, in dem Schwalben nisten, wird vom Blitzschlag und vom Unglück verschont — so erzählte man sich. Sebastian mochte diese kleinen Legenden, die dem Alltag einen Hauch von Zauber verliehen.

Er trank den letzten Schluck Kaffee, der nun fast kalt war. Er stellte den Becher in die Spüle, und das Metall klirrte leise gegen das weiße Porzellan. Zeit, die Arbeit zu beginnen. Frieda erhob sich schwerfällig, die Gelenke

knackten leise, und sie reckte sich ausgiebig. Sie schüttelte sich, dass ihre Ohren schlapperten, und sah Sebastian erwartungsvoll an. Ihre Rute wedelte einmal kurz und kräftig gegen das Stuhlbein.

„Komm, Frieda“, sagte Sebastian. „Gehen wir nach den Pferden schauen. Die warten sicher schon ungeduldig.“

Gemeinsam verließen sie das Haus durch die schwere Eichentür, deren Schloss mit einem satten, metallischen Klang einrastete. Die kühle Morgenluft schlug ihnen entgegen, frisch und belebend, angereichert mit dem Duft von taufrischem Gras. Jeder Stein, jede Unebenheit des Weges war Sebastian bekannt. Während er über den weiten Hof ging, vorbei an der gewaltigen alten Scheune mit ihren dunklen Balken hin zu den Ställen, fühlte er eine tiefe Verbundenheit mit allem, was ihn umgab. Die Geschichte war nicht hinter ihm, wie eine abgeschlossene Akte; sie war in ihm, in seinem Blut und in seinen Bewegungen.

Als die Sonne nun endgültig den Horizont erklomm, die Welt in ein gleißendes Gold tauchte und die langen Schatten der Eichen über den Hof wanderten, begann ein weiterer Tag in der langen Erzählung von Sebastians Hofgeschichten. Eine Geschichte von Schweiß und harter Arbeit, von unbändigem Lachen und fröhlichen Festen, von Geburten und Abschieden. Aber vor allem eine Geschichte von Liebe. Die tiefe, wortlose Liebe zu einem Stück Land, das mehr war als eine Fläche auf der Katasterkarte.

Sebastian wusste, dass er nicht der Letzte sein würde. Irgendwann würden andere an seiner Stelle stehen, vielleicht Mara, vielleicht eines seiner Enkelkinder, mit denselben Sorgen um das Wetter und derselben Liebe zu den Tieren. Und der Apfelbaum würde immer noch dort stehen, seine Wurzeln tief in der schweren Erde von Auenried verankert, bereit, die neuen Geschichten der nächsten Generation aufzunehmen.

Er strich im Vorbeigehen über die raue, sonnenwarme Mauer der Scheune. Der Sandstein fühlte sich lebendig an. Ein kleiner, metallisch glänzender Käfer krabbelte flink über eine tiefe Furche im Stein. Sebastian hielt inne und beobachtete ihn einen Moment. Alles war miteinander verwoben — die Steine, der uralte Baum, der kleine Käfer, die treue Frieda und er selbst.

Mit einem tiefen Atemzug öffnete er das schwere Tor zum Pferdestall. Das vertraute, warme Wiehern der Tiere begrüßte ihn. Der Tag hatte nun wirklich begonnen. Und mit ihm die Fortsetzung einer Geschichte, die im 19. Jahrhundert mit einem einzelnen Stein ihren Anfang nahm und die noch lange, lange nicht zu Ende erzählt war.

Sebastians Hofgeschichten

Wie geht das Jahr auf dem Lindenhof weiter?

Das E-Book gibt es bei Amazon.

https://www.amazon.de/dp/B0H1P2YHT9

Mit KI-Hilfe geschrieben.

Sebastian Albrecht · Meine Bücherwelt